Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot

Band: 168 (1895)

Rubrik: Das Bernbiet ehemals und heute

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Bernbiet ehemals und heute.

Nachdem der Hinkende Bote in den letzten 8 Jahren so manchen Rundgang im Bernbiet ausgeführt hat, durchblättert wohl auch diesmal der eine oder andere den Kalender in der Hoffnung, ähnliches zu finden. Er soll sich nicht täuschen. Wir bleiben aber diesmal in der Nachbarschaft von Bern. Unser Ziel ist das Amt Bern links der Aare und Schwarzenburg.

Diese Gegend wird jährlich von vielen hundert Spaziergängern aus der Hauptstadt durchmessen. Sie freuen sich an der abwechslungsreichen Bodengestaltung, am üppigen Graswuchs der Matten, an dem Dunkelgrün der Wälder, an den malerischen Schluchten und krystallklaren Bächen. Da und dort zieht ein altes Bauernhaus, das bis in den Giebel hinauf mit frommen Sprüchen bemalt ist, oder ein hübsch und originell konstruierter Speicher die Aufmerksamkeit auf sich, wie sie gerade dieses Revier noch zahlreich aufweist. Aber wenigen sind die geschichtlichen Erinnerungen gegenwärtig, die sich an diese Gegenden knüpfen. Wir wollen versuchen, sie aufzufrischen.

Das 19. Jahrhundert hat ein eigentümliches Doppelgesicht. Es hat mit den letzten Resten mittelalterlicher Einrichtungen aufgeräumt. Noch im vorigen Jahrhundert herrschte fast in allem, besonders aber in Rechtssachen und in der Politik, das Herkommen. Ordnungen und Gebräuche pflanzten sich ungeschwächt vom Großvater auf den Enkel fort. Heute ist alles in Fluß. Verfassungen, die 40 Jahre gedauert, erscheinen schon alt. Gesetze werden unaufhörlich revidiert und umgestaltet, wie es die rasch wechselnden Bedürfnisse erfordern. Und doch ist's wieder unsere Zeit, die der Geschichte früherer Geschlechter die größte Aufmerksamkeit schenkt, ihren zurückgelassenen Spuren fleißig nachforscht, als wollte sie auf diesem Wege wieder gut machen, was sie aus andern Rücksichten am Alten gesündigt. In diesem Sinne wollen auch wir Rückschau halten.

Durch die in den letzten dreißig Jahren aus dem Boden gewachsene Vorstadt, deren Name „Mattenhof" ihren bescheidenen Ursprung verrät, führt uns die steile Schwarzenburgstraße auf die Höhe des Steinhölzli. Sie durchschneidet da eine alte Gletschermoräne, die sich unter verschiedenen Namen bis an die Länggaßhöhe fortsetzt. Unter der schönen Gruppe weitästiger Linden hindurch, welche den Eingang in den Stadtbezirk markiert, wird das Dorf

Köniz

sichtbar. In einer halben Stunde ist's erreicht. Ein solch malerisches Bauerndorf unmittelbar vor der Stadt ist anderwärts etwas Ungewöhnliches. Die Städte drücken sonst meilenweit ihrer Umgebung den Stempel auf. Um Bern herum ist's anders. Es ist, als präge sich in den behäbigen Häusern mit ihren geräumigen Stallungen, Scheunen und Einfahrten die zähe Widerstandskraft des Berner Bauers aus, der seine Eigenart nicht so leicht fahren läßt und nur höchst ungerne zu industrieller Thätigkeit übergeht. Köniz wird in der Geographie unter den größten Dörfern der Schweiz aufgeführt, weil die Gemeinde 6500 Einwohner zählt. Thatsächlich besteht der Ort Köniz selbst aus etwa zwei Dutzend Häusern, das übrige ist weit herum über Berg und Thal zerstreut in einzelnen Höfen und Weilern, die sich zuweilen an Knotenpunkten zu Dörfern zusammenschließen, die so groß sind, wie der Hauptort selbst. Da liegt östlich am Fuße des Gurten Wabern, das durch die Straßenbahn in seinem Bestreben, ein Villenquartier zu werden, einen mächtigen Schritt vorwärts gethan hat und wohl einmal für Köniz verloren gehen wird. Eine halbe Stunde südwärts folgt Schliern, weiter westlich Gasel, das der städtischen Wasserleitung den Namen gegeben hat, dann Mengistorf mit seinen behaglich an die Berghalde gelehnten Häusern. Liebewyl und Herzwyl stehen bereits auf der Kante des Plateaus, das durch das ebenfalls noch zur Gemeinde Köniz gehörige Thal von Ober- und Niederwangen durchschnitten wird. Hier sausen die Züge der Freiburger Bahnlinie vorüber, um erst bei der noch zu Köniz gehörenden Station Thörishaus anzuhalten. Auf der jenseitigen Thalkante beherrschen die grünen Massen des Forsts, des kostbaren Grundstocks des zirka 8000 Jucharten haltenden bernburgerlichen Waldbesitzes, den Blick und begrenzen zugleich die Gemeinde. Am weitesten von der Kirche entlegen sind die

am Scherlibach und teilweise noch darüber hinaus gelegenen Schulorte Oberscherli, Niederscherli und Mittelhäusern.

Die meisten geschichtlichen Erinnerungen knüpfen sich an Köniz selbst. Die Abhänge des Gurtens und des Könizberges waren zweifellos schon in der Römerzeit bewohnt. Davon zeugen Überreste von römischer Töpferarbeit und römische Münzen, die man im vorigen Jahrhundert beim Graben eines Brunnens in der Nähe der Kirche fand, und zeugen heute noch die dem jeweiligen Besitzer wohlbekannten, im Boden fühlbaren Mauerzüge im ehemaligen Stettlergut, wo stetsfort Bruchstücke römischer Leistenziegel hervorgeackert werden.

Der Name Köniz taucht zuerst zwischen 1011 und 1016 in einer Urkunde auf, die in Abschrift im Kloster St. Maurice erhalten ist. Laut derselben verliehen Erzbischof Burkard von Lyon und die genannte Abtei einer Frau Hildegard und ihren Söhnen Wilhelm und Ulrich 1½ Huben zu Köniz in der Grafschaft Bargen nebst andern Grundstücken. Von 1200 bis 1230 erscheint in Urkunden ein Propst Peter von Köniz. 1228 vernehmen wir aus dem Kirchenverzeichnis des Lausanner Bistums, daß sich damals eine Propstei und Pfarrei des Augustinerordens in Köniz befand, und daß damit das Dekanat über sämtliche Kirchen westlich der Aare, von ihrem Ursprung bis nach Mühleberg, östlich der Sense und im Simmenthal bis an die Hochalpen verbunden war. Die Kirche von Köniz hatte Kapellen zu Bern, Bümpliz, Neuenegg, Mühleberg und Überstorf. Eine alte Sage schreibt die Stiftung von Köniz dem Könige Rudolf II. von Burgund und seiner Gemahlin Bertha zu, die auch als Gründerin der Stifte von Peterlingen, St. Immer und Amsoldingen gilt. Nach einer Notiz im Berner Staatsarchiv sollen noch geraume Zeit nach der Reformation ältere Leute zu Köniz sich erinnert haben, daß zur katholischen Zeit an einem gewissen Tage das Andenken der genannten Stifter in der Kirche zu Köniz gefeiert worden sei.

Ein ungünstiges Geschick entriß jedoch bald den Augustinern ihren wertvollen Besitz. Anläßlich der Kreuzzüge wurden die geistlichen Ritterorden gegründet. Unter diesen zeichnete sich der Deutsche Ritterorden durch besondere Treue gegen die zeitweise mit dem Papst im Kampfe liegenden deutschen Kaiser aus. Dazu stand seit 1191 auf der nahen Aarhalbinsel, im Sprengel von Köniz, das junge, von Berchtold V. von Zähringen gegründete Bern. Beim Aussterben der Zähringer fiel dieses an das Reich zurück. Bern wurde Reichsstadt. Da mußte es dem Kaiser daran gelegen sein, dasselbe in sichern Händen zu wissen. Friedrich II. übertrug daher die Kirche von Köniz samt ihren Töchterkirchen und dem Dekanat dem Deutschen Ritterorden, und sein Sohn Heinrich VII. bestätigte am 15. August 1226 in Ulm diese Schenkung. Als Grund wurde angegeben, daß das Gotteshaus Köniz ohne des Kaisers Bewilligung auf Reichsboden gegründet worden sei. Die Augustiner wehrten sich freilich für ihren Besitz. Sie klagten beim Bischof von Lausanne, dann beim Papst. Aber schließlich mußten sie nachgeben. Das Ritterhaus Köniz gehörte nun zur Ordensprovinz (Ballei) Elsaß und Burgund, deren Vorsteher (Landkomtur) zu Altschhausen in Württemberg residierte. Zu derselben gehörte auch die Kommende Sumiswald (von der im Jahrgang 1888 des „Hinkenden Boten" die Rede gewesen ist), die Priesterkommende zu St. Vincenzen in Bern, ferner im Kanton Luzern Hitzkirch, Tannenfels und Altishofen, in Basel das Deutsche Haus, im Kanton Freiburg Fräschels und das jenseits des Rheins, bei Rheinfelden, gelegene Beuggen. Der Orden hatte drei Klassen von Mitgliedern: 1) Ritter, 2) Geistliche, 3) dienende Brüder. Die erste Klasse mußte adeligen Standes sein. Armut, Keuschheit und Gehorsam waren die Ordensgelübde. Jedes Ordenshaus stand unter einem Hauskomtur. Das Oberhaupt des Ordens, der zu Marienburg in Preußen residierende Hoch- oder Deutschmeister, war geistlicher Reichsfürst und hoch angesehen. Ein weißer Waffenrock mit schwarzem Kreuz auf der Brust, darüber ein schwarzer Mantel, war das Ordenskleid bei den Rittern. So sehen wir die Hauskomturen von Köniz, Mainau, Sumiswald, Beuggen, Hitzkirch und Mülhausen auf den vor 1512 datierten Glasgemälden im Chor der Kirche von Sumiswald abgebildet, welche noch von den Deutschrittern erbaut worden ist. Das Wappen des Ordens, das schwarze Kreuz im weißen Feld, steht heute noch in einem der zwei gemalten Fenster der Kirche zu Köniz. Ebenso

finden wir daselbst an der merkwürdigen hölzernen Decke im Schiff, die von 1503 datiert und ihre ursprüngliche Bemalung mit spätgotischen Ornamenten und Heiligenfiguren bewahrt hat, einen Deutschritter vor dem heil. Leonhard knieend abgebildet. Aus Niklaus Manuels Totentanz, der in Abbildungen erhalten ist, fügen wir hier das Bild des Könizer Komturs

Rud. v. Fridingen bei, der sich auch mit Scheiben im Münster zu Bern, zu Neuenegg und Sumiswald verewigt hat.

Unter den Komturen von Köniz, von denen bis zur Reformation etwa 30 mit Namen bekannt sind, ist wohl der bedeutendste Ritter Burkhard von Schwanden. Schon sein Vater Rudolf hatte dem Hause Köniz seine Gunst zugewendet und ihm in den Jahren 1268 und 1270 verschiedene Güter geschenkt, ebenso sein Oheim Ulrich. Er aber trat, nachdem er 1267 einen Kreuzzug mitgemacht und dann Witwer geworden war, mit seinen beiden Söhnen Ulrich und Kuno selbst dem Deutschen Orden bei. 1275 ist er Komtur zu Köniz. Später wurde er vermutlich Komtur im Morgenlande. Am 3. Sept. 1283 wurde er in Akkon (Syrien) zum Hochmeister des Ordens gewählt. Als der Sultan von Ägypten 1289—1290 die Herrschaft der Christen im Orient fast ganz vernichtet hatte, unternahm Burkhard von Schwanden einen Feldzug zur Verteidigung von Akkon. An der Spitze von 4000 Kreuzfahrern trat er von Venedig aus die Fahrt nach Asien an und erreichte sein Ziel, wo er als Retter begrüßt wurde. Ende 1290 aber trat er allen Vorstellungen der Fürsten und seiner Ordensbrüder zum Trotz vom Amte zurück und ging in den Johanniterorden über, in welchem er dann ebenfalls mehrere Kommenden verwaltet hat. Als 1309 sich wieder ein Kreuzheer zur Eroberung des heiligen Landes sammelte, griff der schon betagte Recke nochmals zum Schwert. Bei der Erstürmung von Rhodus aber starb er infolge einer Verwundung 1310.

Es war dies die Blütezeit des Ordens. Sein kriegerisches Auftreten erwarb ihm die Sympathien des Adels. In dieser Zeit flossen daher auch dem Ritterhause zu Köniz weitaus die meisten Vergabungen zu und erwarb es sich allmählich einen Grundbesitz, der einen großen Teil der heutigen Kirchgemeinde Köniz umfaßte.

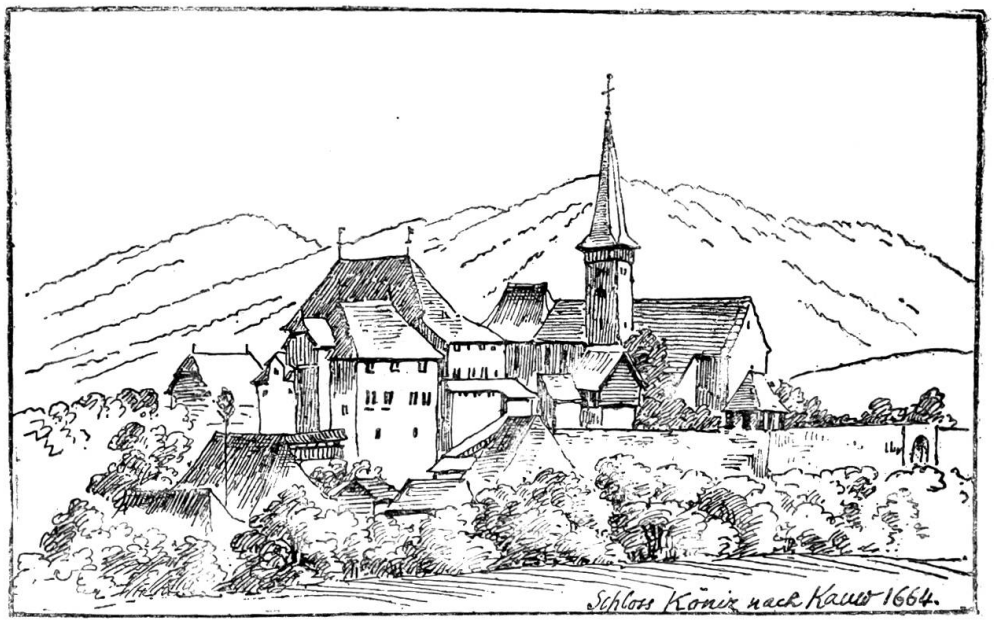
1276 wurde infolge eines vom Könizer Pfarrherrn an den Bischof von Lausanne gerichteten Gesuches die Töchterkirche von Bern zur selbständigen Pfarrei erhoben. Aus dem 14. Jahrhundert vernehmen wir nur aus erhaltenen Kaufsurkunden ab und zu etwas über Köniz. Die Form des hohen Chores an der Kirche, sowie die zwei gemalten Fenster, welche zweifellos aus der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts herrühren, lassen aber darauf schließen, daß in dieser Zeit die Kirche umgebaut worden ist. Im 15. Jahrhundert kam die Zeit des Niedergangs für den Deutschen Orden im allgemeinen und für das Haus Köniz insbesondere. Jener verlor seinen bedeutendsten Besitz, das Ordensland Preußen, und diesem wurde (schon vierzig Jahre vor der Reformation) seine Priesterkommende in Bern entrissen und das Priesterkollegium am Münster mit päpstlicher Bewilligung zu einem Chorherrnstift umgestaltet, ein Beweis, daß der Orden in Bern sein Ansehen eingebüßt hatte. In der Reformation wurde sodann auch die Kommende Köniz aufgehoben und ihr Besitz unter bernische Vögte gestellt. Der Orden reklamierte natürlich sein Eigentum und erreichte nach 30jährigen Bemühungen wenigstens so viel, daß er dasselbe

zurückerhielt, doch mußte es fortan durch Vögte aus bernischen Familien verwaltet werden und der Konvent wurde nicht wieder hergestellt.

Im Jahre 1729 ging sodann Schloß Köniz mit Gütern und Rechten, sowie den Kirchenpatronaten von Köniz, Bümpliz, Mühleberg, Laupen, Neuenegg und Wahlern, durch Kauf an den Staat über. Es wurde nun eine sehr einträgliche Landvogtei, die bis 1798 dauerte und für die höhere Gerichtsbarkeit unter dem Landgericht Sternenberg stand. Seither ist es Domäne des Staates und hat in unserm Jahrhundert verschiedenen Zwecken gedient. 1837 zog daselbst eine Erziehungsanstalt für arme Landsaßenknaben ein, die bei der Einbürgerung dieser Familien wieder einging. 1875 fand die staatliche Rettungsanstalt für Mädchen darin Aufnahme, deren Sitz im ehemaligen Kloster Rüeggisberg ein Raub der Flammen geworden war. Diese wurde 1889 ins Schloß Kehrsatz verlegt, und im Sommer 1890 zog dann die Blindenanstalt in die freundlich renovierten Räume ein.

Der jetzige Bau stammt in seinen wesentlichen Teilen aus dem Jahre 1610. Wie er im Mittelalter ausgesehen hat, ist schwer zu sagen. Die älteste bekannte Abbildung ist diejenige von Kauw aus dem Jahre 1664, von der wir hier eine Skizze beigeben. Dieselbe zeigt andere Zugänge, z. B. einen solchen vom Dorfe her, der über eine hölzerne Brücke ins Erdgeschoß des nördlichen Flügels führte. In letzterm ist noch jetzt die alte Eingangshalle vorhanden, von der ein Gang unter dem Schlosse durch in den Hof und zur Treppe geht. Auch die Fenstereinteilung ist geändert und das angebaute Pfarrhaus erweitert worden. Im übrigen aber hat der Komplex dieselbe Form, wie heute. Das Hauptgebäude bildet mit der Rückseite des Pfarrhauses und dem Kirchenchor einen engern Hof, der früher für sich durch eine Mauer abgeschlossen war. Aus diesem kommt man in den größern, ehemals vollständig ummauerten Hof, in dem sich vier Ökonomiegebäude befinden, von denen die zwei größern ebenfalls noch vom Orden erbaut worden sind. Das eine dient heute als Wohnung des Pächters, das andere wurde 1892/93 als Dependenz der Blindenanstalt eingerichtet.

An der Kirche, deren älteste Teile wohl noch ins 12. Jahrhundert zurückreichen, hat fast jedes Jahrhundert eine Spur seiner Arbeit und seiner Bauformen zurückgelassen. Sie besteht aus zwei sehr ungleichen Teilen, dem romanisch angelegten Schiff mit dem Turm und dem hohen frühgotischen Chor. Auch das Schiff hat Spitzbogenfenster. Dieselben mögen um 1500 eingesetzt sein, wobei ein Teil der kleinen alten Rundbogenfensterchen vermauert wurde. Das Innere der Kirche weist einige sehr wertvolle Überbleibsel aus dem Mittelalter auf. Zwei Fenster sind noch mit Glasmalereien aus dem 14. Jahrhundert ausgestattet. Die Apostelfiguren, welche das Mittelstück derselben bilden, erscheinen zwar unsern verwöhnten, modernen Augen häßlich und hager, aber die Farben der Gewänder sind fein gestimmt und die umgebend Ornamentik ist nach dem ch männern, wie Prof. Dr. Rahn in Zürich, mustergültig. Am Fuße des einen Fensters sind zwei Wappenschilde angebracht, welche nach v. Mülinen (Heimatkunde) dem Geschlechte v. Helfen-



stein angehören, das in der Nähe von Schwarzenburg, beim heutigen Bauernhof Helfenstein, seinen Sitz hatte. Der letzte Helfenstein war Johann, Edelknecht, zu Schwarzenburg gesessen, des Rats zu Freiburg 1402. Am Fuße des andern Fensters zeigt eine undatierte, aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts herrührende Scheibe das Wappen v. Mülinen, darüber das Kreuz der Ritter vom heiligen Grabe. Ein Ritter Kaspar v. Mülinen, dessen Leben jüngst von Dr. W. F. v. Mülinen, Dozent der Geschichte an der Berner Hochschule, beschrieben worden ist, lebte von 1481—1538, pilgerte in seiner Jugend zum heiligen Grabe und gelangte später in der Heimat zu Ämtern und Würden. Interessant ist auch der Taufstein. Die ungewöhnlich große achteckige Schale zeigt die Brustbilder der Maria (Patronin des Deutschen Ordens), des dornengekrönten Heilandes und der Apostel Petrus und Paulus. Der Abendmahlstisch, welcher 1893 von Herrn Wetli in Bern sorgfältig wieder hergestellt worden ist, trägt das Datum 1655 und am Rand in eingelegter Arbeit einen Spruch aus 1. Kor. 11. Sehr merkwürdige Reste aus vergangener Zeit schauen uns auch von der Decke herunter an, die offenbar seit 300 Jahren gleich geblieben ist. Da finden wir auf einem weißen Längsstreifen, der durch die Mitte des Schiffes geht, eine Reihe von 9 lebensgroßen Heiligenfiguren, St. Maria, St. Elisabeth, St. Nikolaus, St. Petrus, St. Paulus, St. Blasius, St. Leonhard, vor dem ein Deutschbruder kniet, St. Bartholomäus und St. Magdalena. Unter der letztern Figur lesen wir den Namen des Verfertigers, dessen Kunstfertigkeit allerdings nicht groß war: Hans Feller von Eßlingen. Auf einem der hübsch ornamentierten Querstreifen, die von dieser Reihe abzweigen, steht zu lesen: da man zalt nach der geburt JHS MCCCCC vnd III Jar da ..... ward das Wärk gemacht vom alten Maister Niclas Weiermann. Amen. Da auch über dem Turmeingang auf einem Schildchen die Zahl 1502 steht, so ist zu vermuten, daß damals mit der Kirche eine bedeutende Veränderung vorgenommen worden ist, welche sehr wahrscheinlich auch die Fenster des Kirchenschiffs und den Taufstein mitbetroffen hat. Kanzel und Orgel sind Werke des vorigen Jahrhunderts. Originell sind einige mit Sprüchen bemalte Bänke aus derselben Zeit.

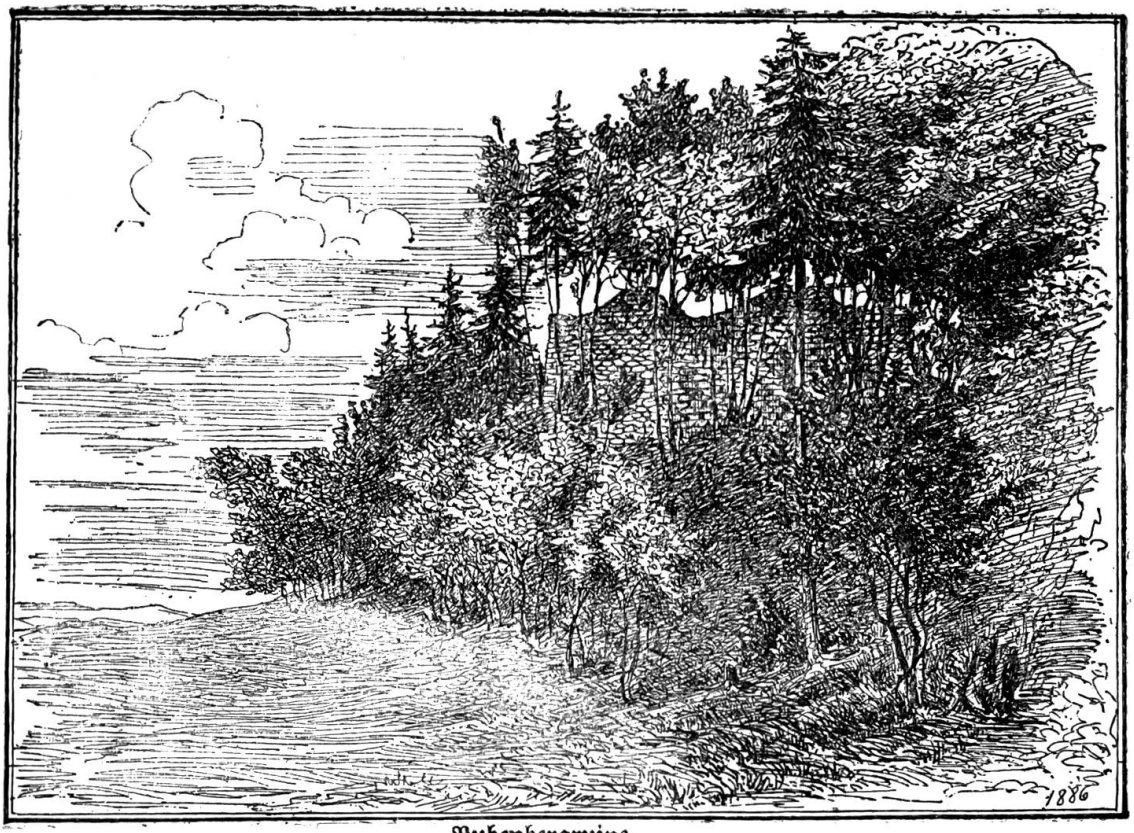
Nachdem 1888 bereits das Äußere von Turm und Schiff der Kirche wieder hergestellt worden ist, ist nun auch eine Gesamtrenovation des Innern geplant, welche unter der Leitung des schweizerischen Vereins für Erhaltung von Kunstdenkmälern stattfinden wird. Dabei soll unter sorgfältiger Erhaltung der vorhandenen alten und wertvollen Teile eine einfache, aber geschmackvolle Dekoration des Übrigen durchgeführt werden.

In einem der Chorfenster ist seit einigen Jahren an Stelle einer ältern, nun im historischen Museum befindlichen Scheibe das Wappen von

Bubenberg

eingesetzt zur Erinnerung daran, daß einst eine halbe Stunde hinter Köniz, bei Schliern, die zweite Stammburg dieses berühmten Geschlechts sich erhob. Noch im vorigen Jahrhundert war auf dem fast kegelförmigen, nach allen Seiten hin steil abfallenden Burghügel ein Turm zu sehen. Heute ist die von Bern aus viel besuchte Ruine auf ein stellenweise noch 4—6 Meter hohes Gemäuer reduziert, das kaum mehr aus dem Gehölz herausragt und von dem jährlich ein guter Teil abbröckelt. Das Vorhandene mag den Umfang des einstigen Wohngebäudes mit einem kleinen Hof und Turm andeuten. Daneben, auf dem offenbar künstlich geebneten Platz, standen wohl ehemals die aus Holz erstellten Wirtschaftsräume, Stallungen u. s. w. Der Blick schweift von der Höhe nach Norden weit ins Land hinaus bis an den Jura, nach Westen, Süden und Osten fällt er in malerische, waldige Schluchten, hinter denen sich die Ausläufer der Stockhornkette erheben. Von da aus mag der Schultheiß Peter von Bubenberg jenen Raubritterstreich verübt haben, da er 1240 den von Bern heimreisenden Bischof von Lausanne aus einem Hinterhalt überfiel und samt seinen Begleitern ausplünderte, wahrscheinlich aus Rache dafür, weil dieser die Augustinermönche gegen die Deutschritter in Köniz in Schutz genommen hatte. Der Bischof belegte die Thäter mit dem Bann, allein Bubenberg machte sich nichts aus demselben, sondern besuchte nach wie vor den Gottesdienst. Diesen Hergang erzählte der Bischof in einer Klageschrift dem Papste Gregor IX., wodurch uns die Kunde davon er-

halten geblieben ist. Die Bubenberge haben aber bekanntlich auch noch Besseres geleistet, von jenem Kuno an, der als des Herzogs von Zähringen Berater an der Wiege Berns stand, bis zu Adrian, dem berühmten Verteidiger von Murten, dem nun in Bern ein Denkmal errichtet werden soll. Ihre ganze Geschlechtsgeschichte zu erzählen, müßte man fast die ganze Geschichte der Stadt Bern in den ersten drei Jahrhunderten wiederholen.



Bubenbergruine.

Von dem ebenfalls nach Köniz kirchgenössigen

Wabern

stammte das angesehene patrizische Geschlecht gleichen Namens, das um dieselbe Zeit, wie das der Bubenberge, erloschen ist. Es erwarb nach und nach die Zehnten und Gerichtsherrlichkeit des Ortes Wabern, schwang sich im Anfang des 15. Jahrhunderts zu großem Reichtum empor und gelangte zuletzt zur Ritterwürde. In den beiden Petermann von Wabern, Vater und Sohn, gab es Bern zwei tüchtige Staatsmänner; letzterer war Schultheiß 1472 und 1476, wurde 1476 vor Grandson zum Ritter geschlagen und starb kinderlos 1491 als der Letzte seines Geschlechts. Auch heute hat der Name Wabern einen trefflichen Klang durch die vielen wohlthätigen Anstalten, die sich da am Fuße des Gurten angesiedelt haben. Wir finden da in einem Komplex von fünf Gebäuden die von der

schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft gegründete Rettungsanstalt für Knaben in der Bächtelen, die schon vielen Hunderten zum Segen geworden ist. Sodann unterhalb der Belpstraße die von Herrn J. R. Schnell, gewesenem Banquier in Paris, durch Testament von 1856 gestiftete, zu Ehren seiner Gattin Viktoria genannte Mädchenerziehungsanstalt, in welcher seit 1861 mehr als 300 Mädchen aus dem Kanton Bern eine Heimat gefunden haben. Weiter gegen den Gurten zu folgt Morija, die Waisenanstalt für französisch redende Mädchen, und wieder in der Richtung gegen Bern die Mädchen-Taubstummenanstalt. Um uns keines Unterlassungsfehlers schuldig zu machen, nennen wir hier gleich noch drei andere Anstalten, die ebenfalls in der Gemeinde Köniz ihr Heim haben: die Mädchenerziehungsanstalt Steinhölzli, die in den letzten Jahren allerlei Feuers- und Wassernot zu bestehen hatte, aber nun wieder erneuert dasteht, die bernische Rettungsanstalt Landorf am Wege zwischen Köniz und Niederwangen, und endlich auf stiller Waldhöhe, herrlich gelegen, die Knabenerziehungsanstalt auf der Grube. Es ist dieser stattliche Kranz von wohlthätigen

Anstalten ein ehrendes Zeugnis für die nahe Stadt Bern wie für den ganzen Kanton und die tüchtige Gesinnung seiner Bürger.

Von Wabern machen wir rasch einen Abstecher auf den Gurten. Treffen wir helles Wetter, so ist die Aussicht da oben entzückend. „Schon am untern Saume der Waldung, die den höhern Absturz des Gurten mantelförmig umkleidet, läßt der erweiterte Horizont den Jura vom Dent de Vaulion bis zur Klus überblicken, und hinter den Höhen der Hundschüpfen tritt der Pilatus hervor. Droben wird das Panorama vollständig. Da sieht man dicht zu seinen Füßen die Stadt Bern, umzogen von dem Aarstrom und umgeben von freundlichen Anlagen, grünen Wiesen, reichbebauten Fruchtfeldern, Gehölzen, Obstgärten und einer Menge zerstreuter Wohnungen und hübscher Landhäuser. Darüber weg erblickt man das niedrige Hügelland, das sich bis an den Fuß des Jura erstreckt, und zahlreiche Ortschaften, die dasselbe schmücken. Der Jura selbst, an dessen Fuß einzelne Teile der Spiegelfläche des Neuenburgersees schimmern (der Murten- und der Bielersee sind nicht sichtbar), dehnt sich als ein hohes Bollwerk in einem von Südwesten nach Südosten reichenden Bogen, 65 Stunden weit, von der Dôle bis zur Geisfluh bei Aarau aus. (Die Dôle, 40 Stunden entfernt, ist der entfernteste Punkt der Aussicht.) Östlicher überschaut man die zahmen Hügelgruppen des rechten Aarufers, die Höhen des Emmenthals, den Napf und die Entlebucher Alpen. (Der Rigi ist nicht sichtbar; die kleine Spitze, die man gewöhnlich für den Rigi hält, ist das Schwarzflühli am Pilatus.) Dann folgt gegen Südosten und Mittag in einem Bogen von 40 Stunden der Zug der Alpenkette vom Pilatus bis an das Westende der Stockhornkette mit der Reihe der beschneiten Berner Hochalpen. Die entferntesten Gipfel der Alpenkette sind die Surenen, mehr als 30 Stunden, und die Dents d'Oche, 29 Stunden entfernt."

So weit G. Studer, der berühmte Kenner der Berner Alpen.

Nachdem wir uns im Gurtenwirtshause durch einen guten Trunk gestärkt, verfolgen wir den Grat des Berges in südöstlicher Richtung und gelangen bald in die Einsenkung, in welcher das kleine Gurtendorf liegt. Jenseits desselben erhebt sich ein waldiger Kopf, von dem der Berg nach allen Seiten schroff abstürzt. In demselben stecken die letzten Reste der Burg

Ägerten,

auf welcher im 13. Jahrhundert ein Rittergeschlecht saß, das, wie die Bubenberg, der jungen Stadt Bern zu Gevatter gestanden hat. Sie waren (nach v. Mülinen) von alters her Dienstmannen der Grafen von Welsch-Neuenburg und erscheinen unter den Wohlthätern des Frauenklosters Kappelen (Frauenkappelen), des Johanniterhauses Buchsee und des Deutschordenshauses Köniz. Zwei bernische Schultheißen entstammten diesem Geschlecht, das in den Urkunden gewöhnlich Egerdon geschrieben wird. Burkard von Egerdon war Schultheiß 1255 bis 1257 und starb 1271, und Peter von Egerdon war Schultheiß 1322—1323. Agnes und Amalia von Egerdon waren Klosterfrauen zu Rüegsau 1328, Agnes Meisterin daselbst 1341, Clementia von Egerdon Meisterin zu Kappelen 1345 bis 1360. Im Anfang des 14. Jahrhunderts scheinen die Egerdon im Vermögen zurückgekommen zu sein. Vom 7. März 1312 datiert eine Urkunde, in welcher Ritter Johannes von Bubenberg sich gegenüber den Deutschbrüdern von Köniz für eine Summe von 69 Pfund Berner Münze verbürgt, welche die Erben des Junkers Burkard von Egerdon denselben schuldig waren, und am 27. April 1312 verkaufen Werner von Egerdon und sein Bruder Peter dem Deutschordenshause in Bern um 600 Pfund die Burg Ägerten und den Berg Gurten mit allen Reichslehen und zugehörenden Rechten.

Sofort, wie man von Westen her den Wald betritt, stößt man auf einen mächtigen Erdwall mit davor liegendem Graben. Letzterer ist an der Stelle, wo der leichteste Zugang war, sogar doppelt. Innerhalb des Ringwalls erhebt sich ein fast zuckerhutförmiger steiler Hügel, welcher oben noch mit spärlichem Mauerwerk gekrönt ist. Wo das übrige hingekommen, davon zeugt die Trümmermasse im Burggraben. Die Anlage ist so umfangreich, daß die Vermutung naheliegt, es möchte beim Bau der Burg eine alte helvetische Erdburg benützt worden sein.

Eine Seltenheit in unsern Tagen birgt der Weiler

Herzwyl,

eine halbe Stunde westlich von Köniz. Er besteht aus einem halben Dutzend stattlicher Bauernhöfe, deren Wohlhabenheit schon der schöne Kranz von breitästigen Eichen verrät, denen wir auf dem Weg dahin begegnen. Beim ersten derselben steht ein mit dem Datum 1606 versehener, massiver, steinerner Wohnstock von altertümlicher Form, und in dessen oberem Geschoß

finden sich, noch in den alten Butzenfenstern eingelassen, vier gemalte Glasscheiben von 1606, welche sämtlich die Namen von angesehenen Könizer Landleuten jener Zeit tragen. Die betreffenden Geschlechter leben meistens noch in Köniz fort (Scherz, Lehmann u. s. w.). Eine dieser Scheiben fügen wir in Abbildung bei. Die Männer erscheinen auf denselben als Musketiere in der malerischen Tracht jener Zeit, ihnen gegenüber die Frauen, den Becher kredenzend. Die hübschen Oberbildchen geben die Beschäftigung der Leute wieder, den Ackerbau, die Jagd u. s. w. Bis heute hat der glückliche Besitzer dieser wertvollen Stücke allen Versuchungen, sie zu veräußern, widerstanden, und sein Patriotismus bürgt dafür, daß er es fernerhin thun wird. — Von Herzwyl nannte sich auch ein Geschlecht, das am Ende des 13. Jahrhunderts vorkommt. Am 8. Januar 1282 vergabten Burkard von Herzwyl und seine Frau Petrissa auf ihren Tod hin den Johannitern zu Buchsee 4 Schupposen zu Üttligen. Das Geschlecht, das bald erloschen sein muß, führte als Wappen im roten Felde einen weißen Hirsch.

Von Köniz erreichen wir in einer Stunde über **Gasel** die größere Ortschaft

Niederscherli.

Sie liegt an der malerischen Schlucht des Scherlibaches, der, in der Gegend von Muhlern entspringend, sich allmählich ein tiefes Bett ausgefressen hat und von hier der Sense zufließt. Unmittelbar vor der Brücke zieht ein an der Front über und über mit Bildern und Sprüchen bemalter hölzerner Wohnstock die Augen auf sich. An dem für unsere Berner Bauernhäuser neuern Datums charakteristischen halbkreisförmigen, verschalten Giebel sind die Planeten in symbolischen Figuren abgebildet, wobei die antiken Gottheiten, welche ihnen den Namen abtreten mußten, höchst amüsant in der Tracht des vorigen Jahrhunderts aufmarschieren. Darunter sieht man eine flotte Musterung der Berner Miliz im vorigen Jahrhundert, bei welcher der Artillerie die Hauptrolle zugewiesen ist, und im Hintergrund ein großes Zeltlager. In den Zwischenräumen zwischen den Fenstern figurieren Judith und Holofernes, eine beliebte Darstellung, die oft wiederkehrt, dann Tell mit dem Knaben und der Grütlischwur.

Jenseits des Scherlibachs beginnt das G'richt, wie der Schulbezirk **Mittelhäusern** heute noch im Volksmund heißt. Der Name hat aber keinen bösen Klang, sondern rührt daher, daß der Bezirk ehemals unter der Herrschaft Riedburg stand und ein besonderes Gericht ausmachte. Die Ruinen der ehemaligen

Riedburg

stehen im Walde versteckt auf einem Felskopf über der alten Schwarzwasserbrücke und haben noch immer einen respektabeln Umfang. Die

Feste war durch einen noch sichtbaren tiefen Graben vom steilen Abhang getrennt. Diesem zunächst erhob sich der mächtige viereckige Turm, dessen spärliche Mauerreste noch jetzt die übrigen überragen. Von da konnte der wichtige Übergang über die sonst fast unpassierbare Schlucht vollständig beherrscht werden.

Der erste bekannte Besitzer von Riedburg ist (nach v. Mülinen) Ivo von Bolligen, dem im Jahre 1384 oder 1386 diese Burg durch die Freiburger zerstört wurde, wobei er selbst in Gefangenschaft geriet. Durch seine Tochter kam sie an Anton von Buch, Ratsherr zu Bern 1408, und durch dessen Tochter an den Venner Ludwig Brüggler, der sich in den Burgunderkriegen auszeichnete. Dessen Nachkommen verkauften die Herrschaft 1515 an die Landleute Hans Zysot (Zyßet), Benedikt Scherler, Bendicht und Ulrich Stoll, Peter von Schneit und Hans Willeneggers Erben, welche sie der Obrigkeit zum Kauf anboten. Von da an wurde bis 1798 die Gerichtsbarkeit von den Rechtsnachfolgern dieser Käufer, den sogenannten sieben Höfen, verwaltet. Um 1776 erwarb Sigm. Albr. Stettler zwei dieser Höfe samt der Ruine der alten Burg und erbaute in schöner Lage mit prachtvoller Aussicht auf die Stockhornkette ein Landhaus, das seither mehrmals Besitzer wechselte.

Unfern davon, auf der Kante des Abhangs gegen die Schwarzwasserschlucht, stieß im Jahre 1892 der Besitzer des Längackergutes auf eine Anzahl Gräber mit Skeletten, von denen jedoch nur eines antiquarische Zuthaten lieferte. Nachdem die rostigen Eisenstücke gereinigt waren, entpuppten sie sich als silberplattierte burgundionische Gürtelschnallen, wie solche in der Umgebung von Bern, in Rubigen, im Weißenbühl, im Rosenbühl schon zahlreich gefunden worden sind und im bernischen historischen Museum aufbewahrt werden. Von einem andern Fundorte wird später noch die Rede sein.

Bevor wir indessen auf der neuen prachtvollen Schwarzwasserbrücke die tiefe Waldschlucht überschreiten, haben wir noch eines Baudenkmals aus alter Zeit zu gedenken, das freilich in seinem jetzigen Zustande das meiste von seinen frühern Zierden verloren hat. Es ist das am Bergabhang über Riedburg gelegene Heidenhaus oder Großhaus zu Großgschneit. Dasselbe geht sicher ins spätere Mittelalter zurück. Es zeichnet sich schon durch seine Größe aus, besonders aber durch seine von andern Bauernhäusern abweichende Bauart und Einteilung. Die Fundamente sind aus mächtigen Findlingen aufgeschichtet. Auf denselben erheben sich an beiden Schmalseiten dicke Mauern. Auf der Südseite ist in halber Höhe ein Thorbogen sichtbar, der ehemals den Eingang zum obern Geschoß bildete und zu dem eine bewegliche Treppe hinaufführte, wie ähnliche auch an den mittelalterlichen Wohntürmen gebraucht wurden. Das zeltförmige Dach ruht ringsherum auf gebogenen Stützen, an denen kleine, ehemals bemalte Wappenschildchen angebracht sind. Im ersten Stockwerk verrät die Fenstereinteilung, daß ursprünglich eine Reihe kleiner Gemächer angebracht waren, die nun größern Vorratsräumen Platz gemacht haben. Sehr hübsch waren durchweg die spitzbogigen Thüreinfassungen, über denen zuweilen noch Rankenwerk eingeschnitten war. Sie sind anläßlich des letzten Umbaus ins bernische historische Museum gekommen, wo sie etwa bei Anlage einer gotischen Stube Verwendung finden werden.

Wem hat einst dieses Haus gehört? Am 20. November 1330 verkaufte Peter von Krauchthal das Gut Großgschneit mit aller Rechtsame um 170 Pfund an die Schwestern des Konvents der „untern Sammnung" beim Kirchhofe zu St. Vincenzen in Bern. Dieses Frauenkloster gehörte zum deutschen Orden, wurde aber 1427 durch Spruch des Landkomturs von Elsaß und Burgund aufgehoben. Es liegt nahe, diese urkundliche Notiz mit obigem, klösterlichem Bau in Verbindung zu bringen. Im 15. Jahrhundert mag das Haus dann vom deutschen Orden benutzt worden sein.

Das hohe Alter desselben wird auch bezeugt durch einen ausgedörrten Ochsenkopf, der ehemals inwendig am Giebel befestigt war und sich nun ebenfalls im historischen Museum befindet. Diese Ochsenköpfe hatten bei den alten Germanen religiöse Bedeutung; später knüpfte sich der Aberglaube daran, daß dieselben den Viehstand vor Unglück bewahren.

Damit nehmen wir von der Gemeinde Köniz Abschied. Jenseits der Scherlibachbrücke, zu der wir von Großgschneit aus zurückgekehrt sind, zweigt die Straße ab nach dem ½ Stunde entfernten Pfarrdorf

Oberbalm,

dem wir im Vorbeigehen ebenfalls einen Besuch abstatten. Es geht durch eine prächtige Waldschlucht ziemlich steil aufwärts, bis auf einem dem Balmberg vorgelagerten ebenen Plateau das Dorf sichtbar wird. Die Kirche erscheint wie in einen alten Steinbruch hineingebaut. Die Südwand derselben ist sogar bis zur halben Höhe vom natürlichen Molassefelsen gebildet, was sich inwendig in unangenehmer Weise durch die Feuchtigkeit des Mauerwerks bemerkbar macht. Höchst wahrscheinlich erhob sich ehemals direkt über der Kirche ein jetzt zur Hälfte abgetragener Felskopf. Von demselben wurde später nur derjenige Teil stehen gelassen, der heute dem höher gelegenen Pfarrhaus als Fundament dient. Das Schiff ist, wie in Köniz, älter als das Chor. Es zeigt noch romanische Eigentümlichkeiten und ist aus Feldsteinen erbaut, während das Chor spätgotischen Charakter hat. Inwendig ist sie in den letzten Jahren recht hübsch renoviert worden, wobei die originelle Deckenbemalung aus dem vorigen Jahrhundert mit Recht geschont wurde. Vom Pfarrhausgarten aus genießt man an hellen Tagen eine wundervolle Aussicht in die Westschweiz. Der Murten- und der Neuenburgersee sind von hier aus in großer Ausdehnung sichtbar.

Die Kirche zu Oberbalm gehört zu den ältesten im Bernbiet. Sie wurde 1158 gestiftet und dem heil. Sulpitius geweiht. Das alte Jahrzeitbuch derselben befindet sich noch im Staatsarchiv. Laut demselben machte 1215 Graf Ulrich von Sternenberg der Kirche eine bedeutende Schenkung. Später stritten sich der Bischof von Lausanne einerseits und Frau Elisabeth von Bubenberg, Herrn Cunos sel. Witwe, und ihr Sohn Johannes, sowie der Schultheiß Jakob von Grasburg und sein Sohn, anderseits um das Patronatsrecht; der Streit wurde 1282 geschlichtet. Damals besaßen der Reichsschultheiß von Grasburg und die Bubenberg gemeinsam die Herrschaft Oberbalm. Gerhard von Grasburg, des Rats zu Bern 1359—1364, starb als der letzte seines Geschlechts. Durch seine Tochter Margaretha kam die Hälfte der Herrschaft an ihren Gatten Johann von Erlach, während die andere Hälfte von den Bubenberg an die von Krauchthal gelangte. Beide Hälften kamen schließlich durch Kauf an das St. Vincenzenstift und bei der Reformation an den Staat.

An die ehemaligen Herrschaftsrechte der von Erlach erinnert in der Kirche das älteste der im mittlern Chorfenster vereinigten acht Glasgemälde, ein aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts stammendes Erlachwappen, in dessen Oberstück klein die Wappen Scharnachthal und Praroman eingefügt sind. Dasselbe bezieht sich auf Junker Rudolf von Erlach, Herrn zu Wyl, Jegistorf und Bümpliz, Schultheißen zu Bern 1479 († 1508), und seine zwei Frauen, Barbara von Praroman und Barbara von Scharnachthal. Wertvoll sind außerdem die zwei von 1524 datierten, prächtigen, größern Scheiben mit St. Vincenz und dem Berner Standeswappen. Letzteres hat Löwen als Schildhalter und den auffliegenden Reichsadler als Helmzier. Außerdem haben sich mit geringern Scheiben verewigt Herr Beat Ludwig Mey, Stiftschaffner und des großen Raths der Stadt Bern 1698, und Sebastian Imhag, der Zit Amman im Rathhuß 1598. Ein zweites Bernerwappen mit der Jahreszahl 1698 zeigt im Vergleich mit dem eben erwähnten Prachtstück so recht den Zerfall der Glasmalerei am Ende des 17. Jahrhunderts.

Die Gemeinde, die in die zwei Schulbezirke Balm und Borisried sich teilt, hat eine Einwohnerzahl von 1260 Seelen, die aber weit über Berg und Thal zerstreut sind.

An ihren Grenzen standen früher zwei Burgen, beide allerdings schon auf dem Boden der Nachbargemeinden. Heute sind sie bis auf die im Boden steckenden Fundamente verschwunden, und auch von ihren Bewohnern wissen wir nichts mehr. Nördlich auf einem schroffen, vom Scherlibach bespülten Hügel in der Au zu Oberscherli erhob sich ehemals Sternenberg. Im Anfang dieses Jahrhunderts war noch ziemlich bedeutendes Mauerwerk sichtbar, das aber allmählich zugeschüttet wurde. Vor einigen Jahren stieß dann der Besitzer beim Pflügen daselbst auf eine Steinplatte, die einen hohlen Ton von sich gab. Als man sie hob, wurde darunter ein Gewölbe sichtbar. Leider deckte man die Stelle wieder zu, ohne sie genau zu bezeichnen, und seitherige Versuche, sie wieder zu finden, sind ohne Erfolg gewesen. Wann die Burg zerstört wurde, ist nicht bekannt. Eine

zweite Burg desselben Namens, von welcher das einstige Landgericht Sternenberg seinen Namen hat, stand bei dem Weiler Landstuhl bei Neuenegg. Das Landgericht, welches ehemals die Grafen von Laupen, die sich bisweilen auch von Sternenberg nannten, verwalteten, kam nach ihnen an die Grafen von Nidau und von Kyburg; von diesen gelangte es 1407 an Bern. Es erstreckte sich vom Gurten und Längenberg längs dem Ufer des Schwarzwassers, der Sense und der Saane und dem linken Ufer der Aare hin. Die höhere Gerichtsbarkeit stand bis 1798 unter dem Venner der Zunft zu Schmieden in Bern und unter einem Freiweibel aus der Mitte des Volkes, deren einem (Matthäus Lehmann von Köniz) wir oben auf der Herzwyler Scheibe begegnet sind. Das Landgericht umfaßte die sieben Kirchhören Bümpliz, Köniz, Oberbalm, Frauenkappelen, Mühleberg, Laupen und Neuenegg.

Die andere Burg stand auf der Südgrenze der Gemeinde, im Winkel, den der tief eingefressene Bütschelbach mit dem Schwarzwasser bildet, auf schroffer Fluh und soll Ramsburg geheißen haben. Sie muß ebenfalls schon im frühen Mittelalter zerstört worden sein, denn keine Urkunde giebt uns über dieselbe Nachricht. Es sind noch die Innenwände einer zwei Meter hohen Quadermauer zu sehen, die wohl zu einem Turm gehört haben. Nach außen sind dieselben dermaßen von Erde bedeckt und mit Gesträuch überwachsen, daß sie nur für den Ortskundigen auffindbar sind.

Wir kehren über das freundliche Schulhaus von Borisried nach Mittelhäusern zurück und bewundern den kühnen Bau der Schwarzwasserbrücke, die anfangs der achtziger Jahre erbaut wurde. Sie wölbt sich in einem Bogen von 156 Metern Länge und 69 Metern Höhe über die weite waldige Schlucht. Von der Mitte der Brücke genießt man das eigentümliche Schauspiel, die zwei einander entgegenkommenden Wasserläufe des Schwarzwassers und der Sense sich vereinigen zu sehen.

Jenseits betreten wir das Amt Schwarzenburg und das Gebiet der Gemeinde

Wahlern,

die sich's seiner Zeit 100,000 Franken kosten ließ, um sich dieses Verkehrsmittel zu verschaffen, das für sie den Weg nach der Hauptstadt um nahezu eine halbe Stunde verkürzt. Auch diese Gemeinde hat, ähnlich wie Köniz, eine Ausdehnung von etwa zwei Stunden und umfaßt eine Einwohnerschaft von 5176 Seelen in einer Menge kleinerer Weiler und Ortschaften. Sie teilt sich in einen Niederteil, der an die Gemeinde Köniz stößt, mit den Weilern Äkenmatt, Gänsenmoos, Ober- und Niedereichi, Lanzenhäusern, Nydegg, Steinenbrünnen, Steinhaus, die Ruine Grasburg, das Buttnigerbad und Kirche und Pfarrhaus auf Wahlern. Daran schließt sich südlich das Dorfviertel mit Schwarzenburg und den umliegenden Höfen, östlich der Außerteil mit Elisried und wieder südlich der Oberteil mit dem Dörfchen Milken.

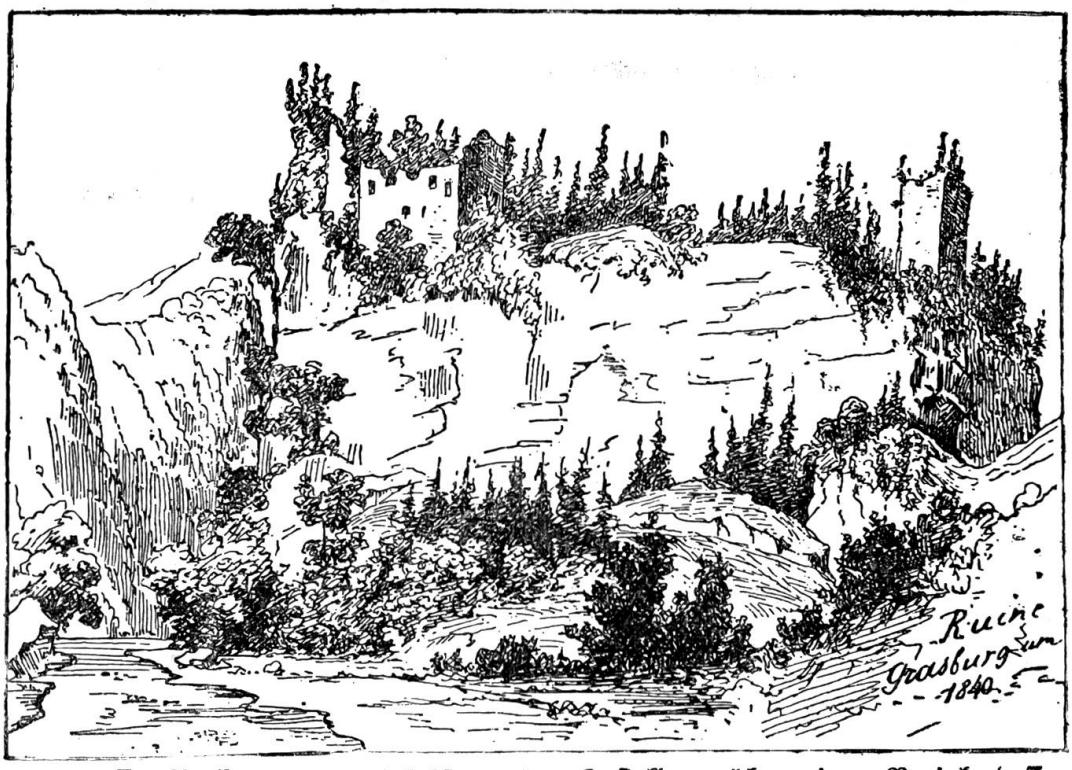
Äkenmatt, dessen freundliche Häuser uns zuerst entgegenschimmern, trägt noch denselben Charakter, wie die bisher durchwanderte Gegend. Sobald man aber auf der in zahlreichen Windungen aufwärts klimmenden Straße die Höhe von Schwarzenburg gewonnen hat, werden die Fruchtbäume spärlicher, die Äcker kleiner, die Scheunen weniger umfangreich. Man merkt, daß man sich der Alpenregion nähert. Bald grüßt uns von einem nach allen Seiten hin freistehenden Hügel die Kirche, von der aus man eine prächtige Aussicht genießt.

Dieses Gotteshaus stand ebenfalls schon vor 1228, in welchem Jahre es im Lausanner Kirchenverzeichnis aufgeführt wird. Am 10. Februar 1338 vergabte Richard von Maggenberg, Kirchherr zu Belp, dem Deutschordenshause Köniz den Kirchensatz zu Wahlern. Im Jahre 1466 wurde mit Erlaubnis der Deutschritter die Kapelle zu Schwarzenburg erbaut, die heute noch an ihrem unförmlichen hölzernen Turm kenntlich ist und in der bis in die vierziger Jahre monatlich Gottesdienst gehalten wurde. Die heutige Kirche zu Wahlern datiert, wie aus dem Datum 1511 am Thürpfosten des Turms zu schließen ist, aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts. An einem Strebepfeiler des Chors erblickt man das Deutschordenskreuz in Stein gehauen. Im Jahre 1645 wurden Kirche und Pfarrhaus vom Blitz eingeäschert. Mit der Kommende Köniz gelangte 1729 auch diese Kirche an den Staat.

Im Mittelalter war der Herrschaftssitz dieses weiten Geländes auf der

Grasburg,

die heute als die schönste Burgruine des alten Bernbiets einen mächtigen Molassefelsen in der malerischen Schlucht der Sense ziert. Der bequemste Zugang zweigt jenseits des Weilers Niedereichi ab und führt am Steinhaus vorbei, dessen älteste Teile wohl auch noch ins Mittelalter zurückreichen, zuerst durch den Wald in die Tiefe und von da über einen Damm zum Burgfelsen. Die Stelle, wo eine hölzerne Brücke ehemals über den Burggraben führte, ist deutlich sichtbar. Unmittelbar dahinter erhebt sich eine hohe, aus mächtigen Tuffsteinquadern erbaute Mauer und darüber der einstige Hauptturm des Schlosses, der Bergfried, der hier, wie immer bei solchen Anlagen, die angreifbarste Stelle beherrscht. An denselben schließen sich die Reste eines einstigen Wohngebäudes an, dicke Mauern mit zweiteiligen Rundbogenfenstern und Steinsitzen in den Fensternischen. Über eine unebene Fläche, die etwa eine Juchart messen mag, gelangen wir zur zweiten Hauptpartie der umfangreichen Ruine, einem unregelmäßig viereckigen Bau, dessen Rückwand zum Teil vom natürlichen Felsen gebildet ist. Auch hier sind noch in mehreren Stockwerken die Fensteröffnungen erhalten, zeigen jedoch eine andere Form, als beim vorigen. Sie gleichen mehr Schießscharten, die sich nach innen trichterförmig erweitern. Der Haupteingang, eine spitzbogige Pforte, ist im ersten Stockwerk angebracht, zu dem eine entfernbare hölzerne Treppe hinaufgeführt haben mag. Alle diese Bauformen weisen auf das frühe Mittelalter. Überall sieht der Blick durch die Fenster in eine schwindelnde Tiefe.



Die Herrschaft Grasburg scheint ursprünglich burgundisches Kronland gewesen zu sein. Von den burgundischen Königen kam sie als Reichsland unter die Herzöge von Zähringen, und nach deren Erlöschen bildete sie (v. Mülinen, Heimatkunde) mit den in gleicher Lage befindlichen Reichsburgen Gümmenen, Laupen und Murten den Gegenstand großen Streites zwischen den Grafen von Kyburg und von Savoyen, welche sich beiderseits die Reichsstatthalterschaft anmaßten. Die Burg Grasburg scheint unter den Herzögen von Zähringen erbaut worden zu sein, welche sie vielleicht anfangs einem edeln Geschlechte zu Lehen gegeben haben. In urkundlicher Zeit walteten daselbst Reichsschultheißen oder Kastellane über einen Bezirk, dessen Umfang demjenigen des heutigen Amtes Schwarzenburg ziemlich entspricht. 1239 stritten sich der Leutpriester von Muri mit Conrad, Schultheißen zu Grasburg, und dessen Sohne Jakob und Johann, dem Sohne des vormaligen Schultheißen zu Bern, um zwei Drittel des Zehntens zu Gümligen. Der Entscheid fiel zu ungunsten der letztern aus. Conrad hatte drei Söhne, Conrad, Jakob und Heinrich, und drei Töchter, Agnes, Mechtild und Bertha. Jakob heißt 1295 der gewesene Schultheiß zu Grasburg und ist Burger zu Bern. Sein Sohn Gerhard erscheint in vielen Urkunden des 13. Jahrhunderts und

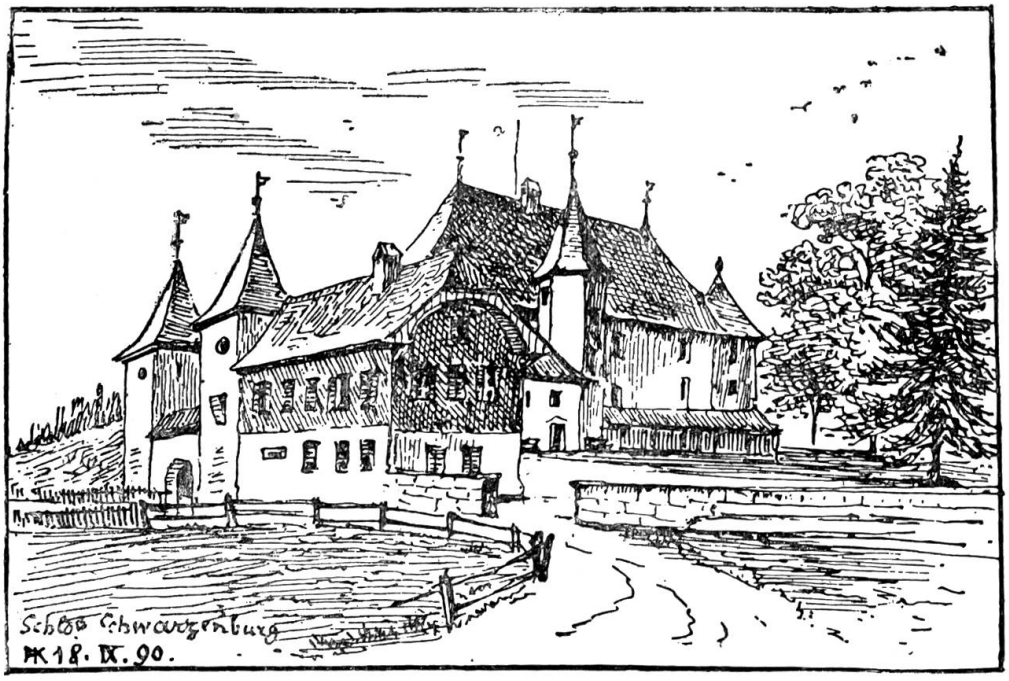
ist Burger zu Murten. Dessen Sohn Peter ist 1300 Burger zu Bern. Das Geschlecht erlosch, wie oben bemerkt, um die Mitte des 14. Jahrhunderts. Um diese Zeit kam die Reichsvogtei Grasburg an das Haus Savoyen, welches sie meist durch freiburgische Edle verwalten ließ.

Einer der letzten derselben war Amadeus de Vilar, welcher 1398 auf der Feste Grasburg ermordet wurde. Am 11. September 1423 verkaufte dann Amadeus VIII., Herzog von Savoyen, die Burg samt Herrschaft den Ständen Bern und Freiburg, welche nun wechselsweise je vier Jahre ihre Vögte dahin setzten. 1485 wurde die Burg repariert, war aber schon 1525 so baufällig, daß man über die Verlegung des Amtssitzes nach Schwarzenburg beriet. 1573 bis 1575 wurde dann dieser Plan wirklich ausgeführt und ein Teil der alten Mauern zum Bau des neuen Schlosses Schwarzenburg verwendet. Das Schloßgut ging in Privatbesitz über und ist in neuester Zeit von der Stadt Bern erworben worden, was um der Erhaltung der Ruine willen zu begrüßen ist. Das Wappen der Landschaft Grasburg, im weißen Feld ein aufrechter Löwe auf grünem Dreiberg, ging ebenfalls an das Amt Schwarzenburg über.

Von der Grasburg führt uns ein freundlicher Feldweg nach

Schwarzenburg,

dem jetzigen Bezirkshauptort. Es ist die letzte große Ortschaft vor der mächtigen Felsenmauer der Stockhornkette und deshalb der Stapelplatz des Verkehrs dieser Berggegend. Seine Viehmärkte sind weit umher bekannt. Demgemäß fehlt es an der stattlichen Hauptstraße nicht an Gasthöfen und Wirtschaften, welche den Marktbesuchern und Bergreisenden Herberge bieten. In den Nebengäßchen verraten die breiten Schindeldächer der vom Alter geschwärzten Holzhäuser, daß wir uns in der Nähe der Alpenregion befinden. Oberhalb des Dorfes, an weithin sichtbarer Stelle, befindet sich das Schloß, ein mächtiger viereckiger Bau mit einem Treppentürmchen und einer durch kleinere Türme flankierten Ringmauer, die jedoch stellenweise niedergelegt ist.



Der Ort ist alt. Er erscheint bereits in einer Urkunde von 1027, laut welcher Erzbischof Burkard von Lyon für die Abtei St. Maurice dem Reginfried, seiner Frau und ihren Kindern einen Neubruch von zwei Huben im Dorfe Schwarzenburg gegen einen Jahreszins von 5 Schillingen lebenslänglich zu Lehen giebt. Diese Urkunde ist in Bümpliz ausgestellt. 1148 erscheint in einer päpstlichen Bulle der Ort Schwarzenburg unter den Besitzungen des Klosters Rüeggisberg.

Am 19. Juli 1412 erteilte Herzog Amadeus VIII. von Savoyen dem Dorf das Privilegium, drei Jahrmärkte zu halten, im Mai, September und Oktober. Diese dauern heute noch fort. Im

vorigen Jahrhundert wurde besonders der Frühlingsmarkt in feierlicher Weise eröffnet. „Da bildete sich allemal im Schloßhof zu Schwarzenburg ein solenner Zug: Voran die Feldmusik, dann eine Anzahl Bürgermilizen als Marktwache, der regierende Landvogt, die Geistlichkeit des Amtes, endlich der Statthalter, der Landesvenner und die Weibel in der Standesfarbe. Sie zogen die Allee entlang, das Dorf hinunter durch die wogende Volksmenge, wobei die Weiber und die Mädchen in der alten grotesken Guggisberger Landestracht paradierten, und hinaus auf den Marktplatz, wo der Zug sich aufstellte. Jetzt trat der Weibel hervor und verkündete dem lautlos horchenden Volke, wie dasselbe laut dem Freibrief von 1412 diese Jahrmärkte der Gnade des Herzogs von Savoyen zu verdanken habe, der sie den freien Mannen zu Grasburg als Belohnung für die seinem Hause bewiesene Treue gnädigst bewilligt habe, und daß dieses Recht durch die hohen Stände Bern und Freiburg 1423 großmütigst ebenfalls zugestanden worden sei. Dann begab sich der Zug in gleicher Ordnung wieder nach dem Schlosse zurück und der Tag endete mit einem großartigen Schmause für die Herren und ihre Gäste." (Jenzer, Heimatkunde des Amtes Schwarzenburg, S. 134.) Seither ist die Zahl der Markttage auf sechs vermehrt worden.

Es gab auch zwei Geschlechter v. Schwarzenburg, das eine hieß ursprünglich von Holz (Dörfchen in der Gemeinde Wahlern) zu Schwarzenburg. Cuno von Holz war Schultheiß zu Bern 1352—1356 und 1360 bis 1364. Dessen Bruder besaß die Herrschaft zu Gerzensee. Der letzte, Conrad, war Ratsherr 1458 und starb 1465. Ein anderes Geschlecht v. Schwarzenburg war zu Thun und Bern verburgert.

(Schluß im nächsten Jahr.)

Ein sauberes Kleeblatt.

Lehrer: „Wir kommen jetzt auf den Klee zu sprechen. Wer von euch kann mir von den Blättern desselben etwas sagen?"

Michel: „Sie sind sehr sauber."

Lehrer: „Wieso denn?"

Michel: „Man sagt doch oft, das ist ein sauberes Kleeblatt."

Die Gewerbeausstellung in Zürich.

Es sind elf Jahre her, daß in der Stadt Zürich eine schweizerische Industrie- und Gewerbeausstellung stattgefunden hat. Seit dem Jahre 1883 machte der industriereiche Kanton Zürich wieder ganz eminente Fortschritte auf gewerblichem und industriellem Gebiete. Außer den in Thätigkeit befindlichen 860 Dampfkesseln besitzt der Kanton Zürich noch 750 konzessionierte Wasserwerke. Dem eidgenössischen Fabrikgesetze sind im ganzen 800 Etablissemente unterstellt. Die wesentlichsten Industriezweige des Kantons Zürich sind folgende: Seidenindustrie, Baumwollindustrie und Maschinenindustrie.

Die draußen am herrlichen Zürichsee mit der Tonhalle vereinigten Gebäude der am 15. Juni eröffneten und bis 15. Oktober 1894 dauernden Gewerbeausstellung bergen daher eine überaus reiche Fülle von Ausstellungsobjekten dieses auf dem Gebiete der Industrie und des Gewerbes stetig noch wachsenden Kantons. Schon beim Eingang in die Ausstellung macht die prachtvolle Gartenanlage der Kunst- und Handelsgärtner auf die Besucher den besten Eindruck. Der ganze große Raum umfaßt die bedeutende Zahl von 1245 numerierten Ausstellern und 265 nicht numerierten Kollektiv-Ausstellern.

Die Ausstellung selbst zerfällt in zwei Abteilungen, eine kantonale und eine eidgenössische. Als Specialabteilungen finden wir ferner die Fachausstellung des kantonalen Wirtevereins, welchem die Jury in der I. Klasse ein Diplom zuerkannte, ebenso ein Diplom I. Klasse für die fachgewerbliche Litteratur. — Oben auf der Galerie findet sich eine sehr reichhaltige und interessante „Japanische Special-Ausstellung", veranstaltet von der Ethnologischen Gesellschaft in Zürich.

A. Kantonale Abteilung: I. Rohprodukte des Baugewerbes und deren erste Bearbeitung. II. Keramik und Cementindustrie. III. Hochbau mit Inbegriff der gesamten Bauindustrie. IV. Dekorative Kunst. V. Möbel und Hauseinrichtungen. Diese letztere Gruppe ist mit dem kostbarsten Luxus ausgestattet und in sehr großer Auswahl vertreten. Höchste Beachtung verdient VI. die Maschinenindustrie und das Feuerlöschwesen; nicht weniger interessant ist VII. die Metallindustrie. In Zürich nimmt auch VIII. das Be-